

(Nachdruck verboten.)

33]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Anständig — was heißt anständig? — Hab' ich behauptet, daß er ein Verbrecher ist? Ich meine nur, man soll sich nicht mit Leuten einlassen, die nichts haben! 'ne alte Regel — wer nichts hat, kriegt auch nichts!“

„Steinert hat mir außerordentliche Dienste geleistet!“
„Saben Sie mit ihm einen bindenden Kontrakt geschlossen?“

„Eigentlich ja.“
„Sehr unvorsichtig! . . . Sehr unvorsichtig! Mit solchen Leuten schließt man keine Kontrakte.“

Frenzel legte den Zeigefinger an die Nase und ließ sich einen Moment etwas durch den Kopf gehen.

„Na, hier ist nicht der rechte Ort — wir sprechen noch darüber. . . . Ich hab' so 'ne Idee mit der Rheinisch-Westfälischen Bank.“

„Die hat bereits reüssiert.“
„Wenn ich an die Leute ernstlich herantrete, werden sie nicht nein sagen. . . . darauf können Sie Gist nehmen! — Na, kommen Sie, ich darf Sie meinen Gästen nicht länger entziehen!“

Sie traten zu den Herren, die im Kreise standen und mit Wohlbehagen ihre Zigarren rauchten.

Der Herr, der nach dem Verfasser des „Sommernachts-traum“ gefragt hatte, knöpfte sich gerade den letzten Knopf seiner Weste auf.

„Essen war ideal!“ sagte er zu Frenzel.
„Freut mich, wenn es Ihnen geschmeckt hat!“
„Geschmeckt ist gar kein Ausdruck — Defektiert hab' ich mich! — Nun sagen Sie mal, Herr Baumeister,“ wandte er sich jetzt an Kessler, „mit dem „Sommernachts-traum“ werden Sie doch keine Geschäfte machen. . . . 's Publikum will doch immer was Neues haben. . . .“

„Am zweiten Abend kommt ja auch ein modernes Stück an die Reihe,“ antwortete Kessler etwas gelangweilt und widerwillig.

„Nun, dann bin ich beruhigt! Bringen Sie vor allem schöne Weiber auf die Bühne! Dann ist das Stück gerettet! Offen gestanden, wenn ich ins Theater gehe — an dem Stück liegt mir so gut wie gar nichts! Ich gehe überhaupt nur meiner Frau und Töchter wegen!“

Was will denn dieser Idiot von dir? dachte Kessler, während er gleichzeitig bemerkte, daß diese Neußerungen, die wohl-gesällig und selbstbewußt hervorgebracht wurden, nicht auf den mindesten Widerspruch stießen.

Frau Frenzel erschien auf der Bildfläche.
„Die Herren haben sich ja völlig zurückgezogen — nach Ihnen speziell, Herr Baumeister, wird allgemein verlangt.“
„Stehe ganz zu Ihren Diensten, gnädige Frau, ich komme sofort!“

„Möchtest Du nicht wenigstens den Herrn Baumeister seine Zigarre zu Ende rauchen lassen?“

„Ich gehe ja schon!“
Und Kessler wohlwollend zunicdend, verschwand sie.
Frenzel wies jetzt auf einen kleinen Tisch, auf dem der Wodka, Liköre und Kognaks standen.

„Nehmen Sie vielleicht ein Täschchen Wodka oder einen Geneffiy?“

„Ich danke bestens. Dagegen möchte ich wissen,“ sagte er mit halber Stimme, „wer dieser entsetzliche Schwäger ist.“

„Schwäger ist sehr gut! Der Mann hat unter Brüdern fage und schreibe drei Millionen! Da reden Sie von Schwäger! Ein sehr tüchtiger Kaufmann! Hat ohne einen Groschen angefangen — und schließlich die Tochter seines Chefs geheiratet! Heute steht er groß da! Machen Sie ihm das nach — und ich ziehe meinen Hut vor Ihnen!“

„Ich muß bestens danken! Diese Karriere wäre nicht ganz nach meinem Geschmack!“

„Wieso? Ich kann dabei nichts finden, wenn ein junger Mann eine gute Partie macht — es gibt ja auch hübsche

Mädchen, die Geld haben! Man kann sich ja auch mit Geld verlieben!“

„In jedem Falle ist es sehr praktisch, wie ich zugebe!“
„Wer nicht praktisch ist, kommt im Leben nicht weiter.“
Er spielte bei diesen Worten lässig an seinem Kneifer. Kessler fühlte sich durch seine ganze Art zum Widerspruch gereizt.

„In meinem Ehrgeiz liegt es, wie gesagt, nicht, unter allen Umständen weiterzukommen!“

Er fühlte deutlich das Verlogene seiner Worte, aber es machte ihm Spaß, Frenzel zu ärgern.

„hm,“ machte der, „darüber läßt sich ja nicht streiten.“
Dabei fixierte er Kessler, mit den Augen ein wenig blinzeln und offenbar überlegend, ob er diese Worte ernst nehmen sollte oder nicht.

„Wenn Sie gestatten, begeben Sie sich wieder zu den Damen — ich muß ohnehin sehr bald aufbrechen.“

Er machte einen Schritt zur Tür, wandte sich aber wieder um.

„Wann kann ich Sie in der bewußten Angelegenheit sprechen?“

„Sie treffen mich jeden Vormittag in meinem Kontor. . . . Das mit den Steinen haben wir damals fein gedeckelt, wie?“

Er drückte Kessler vertraulich die Hand, ehe er ihn freigab. Kessler tritt langsam in die Nebenräume.

Weshalb hat der Kerl gerade jetzt die Neußerung getan, überlegte er. . . . Damit muß doch irgend eine dunkle Absicht verknüpft gewesen sein! . . . Na! — Ihm ging ein Licht auf. Der Burtsche wollte andeuten, daß er ihn durchschaute — ihn nicht für ganz so pur hielt. . . . Ein niederdrückendes Gefühl beschlich ihn. . . . so eine Art von Scham vor sich selber.

„Sie machen ja ein ganz verstorbes Gesicht! . . . Ist Ihnen etwas in die Krone gefahren?“

Er zuckte leicht zusammen.

„Nein, gnädiges Fräulein, ich war nur mit meinen Gedanken etwas entriickt.“

„Und ich wollte Ihnen gerade ein Geständnis machen!“
„Was für ein Geständnis?“ fragte er wie abwesend.

Sie wurde purpurn rot.
„Dann erübrig sich alles weitere, wenn Sie so schnell. . .“

„Ach, mein Fräulein, ich bitte tausendmal um Verzeihung — Sie dürfen mir das nicht übel nehmen. Ich war in der Tat weit, weit weg. . . . Wenn Sie wüßten, was ich für ein geplagtes Menschenkind bin, Sie würden. . .“

„Es ist Ihnen bereits verziehen! Es war töricht von mir, soviel Gedächtnis für eine flüchtige Tischunterhaltung zu fordern!“

„Lieberes Fräulein — nicht diesen Ton! Wir wollen wie gute Kameraden miteinander reden — frei und offen! Und jetzt Ihr Geständnis!“

„Gut!“ sagte sie und warf den Kopf ein wenig zurück.

„Ich hatte das unabweisbare Gefühl, als ob Sie mit einer unsagbaren Verachtung — ja mit einer Art von Widerwillen unser Haus betreten hätten, und als ob Sie nur aus zwingenden, äußeren Gründen unserer Einladung gefolgt wären — und diese meine Empfindung mag den feindseligen Ton rechtfertigen, mit dem ich Ihnen die Mahlzeit würzte. . .“

„Ich könnte es mir jetzt leicht machen,“ entgegnete er nach einem kurzen Schweigen, „und mit aller Bestimmtheit Ihnen widersprechen. . . . Bequemer wäre das gewiß — aber mir widerstrebt es. Ich will Ihre Offenheit mit der gleichen Münze erwidern. . . . Es ist also wahr, daß etwas von der Stimmung, die Sie freilich überschärft kennzeichneten, mich erfüllt hat. Aber ich darf hinzufügen, daß Sie es gerade waren, durch die mein Vorurteil wesentlich. . .“

„Nein, nein!“ wehrte sie ab, „das sollen und dürfen Sie nicht sagen!“

„Ich fürchte, jetzt habe ich bei Ihnen verspielt!“
Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Ich empfinde wohl die Beurteilung unseres Hauses bitter,“ sagte sie, „aber niemand verspielt bei mir, der mir mit der Wahrheit dient. Darin sehe ich immer einen kleinen Beweis von Achtung!“

Er verbeugte sich leicht.

„Nun schließen wir endgültig Frieden!“

„Ja das tun wir!“

Er reichte ihr die Hand, in die sie einschlug.

Er fühlte, wie diese Hand in der seinen schluchzte und war betroffen davon.

„Ihre Hand weint?“ sagte er — und viel, viel später wunderte er sich, daß er diesen merkwürdigen Ausdruck gebraucht hatte.

Sie entzog sie ihm rasch.

„Ich will jetzt gehen, Fräulein. . . Nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse?“

„Werden Sie wiederkommen?“

„Ich glaube, ja!“

„Sie glauben mir?“

„Ich werde wiederkommen!“

„Ich danke Ihnen!“

„Ist es schädlich, wenn ich mich ganz unbemerkt davon schleiche?“

„Ich werde Ihre Verteidigung übernehmen.“

„Gute Nacht — und auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Sie gab ihm nicht mehr die Hand und verschwand eilig.

Als Kessler wieder auf der Straße war, blieb er auf einmal stehen und kreuzte die Arme.

Um Gottes willen — ich bin doch nicht etwa zu weit gegangen! . . . Wie seltsam habe ich mich benommen. . . Was wollte denn das Mädchen von mir? Habe ich gar Hoffnungen geweckt? . . . Und weshalb hat man uns bei Tisch nebeneinander gesetzt? . . . Hatte dieser Galunke dabei Nebenabsichten? . . . Unsinn, den harmlosen Dingen gleich einen so schweren Untergrund zu geben! . . . Uebrigens war sie nicht übel! Sie hat Rasse, Stolz und Takt! . . . Zum mindesten war er wirklich angenehm enttäuscht worden. — Er hätte diesem Frenzel solch eine Tochter niemals zugefrant. . . Was ging es ihn an! — Aber auf einmal stand neben Doris Frenzel Grete Anders — und er verglich diese beiden so entgegengesetzten Geschöpfe miteinander. Er mußte selber darüber lächeln, denn es gab ja zwischen beiden auch nicht die unwesentlichste Berührung. Und mit einem Wohlbehagen sondergleichen empfand er den Besitz seines Mädchens, das ganz Natur und Einfach war, und in seiner schönen Selbstsicherheit ihn immer von neuem entzückte. . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Umgebung von Barcelona.

Von Curt Crottenwih.

Fast jeden Tag, seit ich in Barcelona bin, gehe ich des Morgens hinaus aus der schönen spanischen Stadt, um am Meere hin oder durch die Felder oder in den Bergen und Tälern umherzutandern. Denn von allem hat die Stadt. Die verschiedensten Landschaften liegen hier dicht nebeneinander.

Wer im Sommer von Norden her nach Barcelona käme, der würde an den hochstämmigen Palmen der Anlagen, an den Agaven und Opuntien der Begränder, an den hellen Häusern der Ortschaften, die in dem übermächtigen Licht der Sonne blendend kaltweiß erstrahlen, an vielen, vielen anderen Merkmalen, sofort die südliche Natur erkennen. Wer aber aus schneebedeckter Winterlandschaft hierher kommt, der fühlt sich in dem milden Frühlingsslima, das bereits Ende Januar hier herrscht, wie in eine ganz andere Welt versetzt. Die vielen immergrünen Gewächse, die blühenden Obstbäume, die maigrüne Weizenfaat, die austreibenden Gehölze, das tiefblaue Mittelmeer, die mit ihren walddosen Hängen so eisenhart hervortretenden Berge, die Plantagen von Oliven- und Johanniskrautbäumen, alles das ist eine so verblüffende, aus heterogenen Elementen zusammengesetzte und darum so eigenartig wirkende Szenerie.

Aus der eleganten, in Luzus, Größe und Breite der Straßen und Plätze an Paris erinnernden Stadt, die mit Vororten eine halbe Million Einwohner zählt, gelangt man durch endlose, weniger elegante, ungepflasterte Vorstadtstraßen hinaus ins Freie. Die Stadt liegt in einer kleinen Niederung direkt am Meere, wo ein großer Hafen zahlreiche Dampfer und Segelschiffe birgt. Ringsum im Halbkreise ist sie umrahmt von einer Hügelkette, die im Süden in dem steilen Montjuich kühn ins Meer fällt. Zwischen diesem und der zusammenhängenden Hügelkette ist jedoch ein tiefer bis zum Niveau der Niederung herabreichender Einschnitt und dieser verbindet die Ebene, in der die Stadt liegt, mit einer anderen größeren, einer Aderbauebene, die sich hinter dem Montjuich am Meere hinzieht. Während nach Norden zu die Niederung am Meere hin von endlosen Häuserreihen, Städten und Dörfern, bedeckt ist, bildet die Hügelkette einen Abschluß der Stadt, hinter ihr erheben sich weitere und größere Bergzweigen, Teile des großen Hochlandes, aus dem ganz Spanien, abgesehen von einigen flachen Küstenniederungen, besteht.

So haben wir denn zunächst drei große geographische Gebiete. Die Stadtebene, die sich nach Norden zu am Meeresstrande hinzieht und mit menschlichen Ansiedelungen bedeckt ist. Sodann haben wir die Aderbauebene und das Bergland. In die Aderbauebene reichen zwischen dem Montjuich und der weiten Hügelkette einige Vorstadtstraßen zungenartig hinein. Die Straßen sind, wie bemerkt, ungepflastert, sie haben tiefe Löcher und Furchen, welche die schweren zweiräderigen unbeflügelten Wagen in sie eingeschnitten haben. Wir sehen es der Erde sofort an, daß sie aus schwerem fettem Ton besteht. Und aus solchem Ton besteht überhaupt die ganze Aderbauebene selbst. Allerdings hier ist er, durch eine wohl mehrere Jahrtausende lange Kultur mit viel Humus innig vermischt, mild und mürbe geworden. Er hat hier auch eine schwärzlich dunkle Färbung, während er auf den Höhen am Fuße des Berglandes rotbraun aussieht, und hier nähert er sich in der Farbe dem rötlichen Gestein, aus dem die Berge bestehen. Schon die Farbe dieser Bodenarten, noch mehr der ganze Aufbau der Gegend sagt uns, wie diese entstanden ist. Die Ebene ist ein angeschwemmtes Land. Das Wasser hat von den Bergen die Erde herabgetragen und hat sie Schritt für Schritt an der Küste abgesetzt, so daß sich diese immer mehr in das Meer hinauschoß. Wie fast an der ganzen Ostküste Spaniens, so bildet sich auch hier ein breiter Schwemmbodendamm ins Meer hinaus. Die ganze Aderbauebene ist die Arbeit eines Flusses, des Llobregat, der das Gebirge durchbricht und von da die Tonmassen mitbringt, mit denen er die Ebene stets nach dem Meere hin erweitert.

Unsere Vorstadtstraße geht in eine staubige weiße Landstraße über, welche die Aderbauebene durchschneidet. Wir können sie fast in ihrer ganzen Weite überschauen. Es ist ein wunderliebliches Bild, der Totaleindruck ist der einer freundlichen Mailandschaft mit grünen Fluren. Rechts freilich erheben sich die nackten rötlichen Berge in ihren starren Konturen und links zieht sich in scharfem Küstenjaum das tiefblaue Mittelmeer dahin, um sich in weiter Ferne in ungewisses Dämmern zu verlieren. Ein Duzend Fischerboote sind über die blaue Flut zerstreut, ihre Segel heben sich mit ihrem grellen Weiß glänzend ab, zwei Dampfer, lange Rauchsäulen hinter sich lassend, schwimmen mit ihrem roten Bauche durch das stille Wasser gleich riesigen Salamandern; der eine wird in den Hafen einlaufen, der andere fährt nach Süden. Vielleicht kehrt der eine mit reichen Schätzen beladen heim, der andere zieht hinaus, um das Glück zu suchen, wie so viele hinausziehen zu demselben Zweck.

Welch schöne Harmonie zwischen dem Blau des Meeres und dem goldenen Maiengrün der Ebene, Blau und Grün, die Farben, die sonst so feindlich gegeneinander stehen! Achtet man auf die Einzelheiten, so fallen zunächst die kleinen Wasserbecken und Kanäle auf, welche die Ebene durchziehen. Sie sind die Ader dieser fruchtbareren Landschaft. Wasser, Wasser, Wasser, das ist es, woran es sonst allenthalben mangelt. Welch fruchtbares ergiebiges Land wäre Spanien, wenn seine weiten Hochflächen, seine Bergänge, nicht so entsehrlich an Wassermangel litten. Aber hier bringt der Llobregat das kostbare Element in die Ebene, und die Kanäle tragen es in alle Bergellen dieses gesegneten Landstriches. Schon zu Beginn des Februar war der Weizen fukhoch, die Erbsen und Garbanzos (Sichererbsen) mindestens zehn Zentimeter lang. Man wird das Getreide, die Leguminosen ernten, wenn bei uns der Frühling noch nicht zu Ende ist. Dann wird man die leeren Felder mit Bohnen besellen, darauf tragen sie wohl eine zweite Ernte Bohnen, dann Kartoffeln und im Winter Wasserrüben. Auch Mais wird hier viel gebaut. Für ihn bestellt man jetzt die Felder mit einem Pflug, der nur eine Schar besitzt, und dessen Baum sich vergabelt, um an beiden Seiten des Pferdes festgebunden zu werden.

Weiße staubige Wege durchschneiden die Ebene. Neben angepflanzten, jetzt laublosen Ulmen stehen verwilderte Oelbäume mit ihren graugrünen Weidenblättern. An den Straßenträndern, besonders aber an den Feldwegen und Rainen wuchern die phantastischen amerikanischen Agaven mit ihren blaugrauen schwertförmigen Riesenblättern, und hier und da mischen sich Brombeeren und die abenteuerlichen Opuntien dazwischen. Sie bilden auch hier unten an vielen Stellen wahre Hecken, wie sie so regelmäßig da oben tun an den Hängen des Berglandes.

Dieses Bergland erst trägt so ganz südlichen Charakter. Mit seinen unbewaldeten Höhen hat es so gar nichts von der Frische und Lieblichkeit der deutschen Bergwälder. Starr, Har, mit all ihren Steilwänden, mit ihren Vertiefungen, ihren Faden und ihren Talschnitten treten sie hervor. Sie sind nicht grün, sie schimmern in den verschiedensten Farben; es sind fremde, eberne, feinere Farben, die von der ganzen Festigkeit und Unbeugsamkeit der Bergnatur erzählen. Nur an ihren unteren Hängen stehen sie in der Gewalt des Menschen. Oben in der Tradenheit dieses Klimas verliert die Kultur alle Macht über sie. Aber hier unten bringen sie guten Ertrag. Das sieht man an der Kleinheit der Bergellen, der Gärten. Denn in lauter Gärten sind diese unteren Bergänge geteilt. Und der Stein der Felsen gibt ein bequemes Material, sie mit festen hohen Mauern einzufassen. Aber viele Besitzer nahmen sich diese Mühe nicht einmal, sie errichteten niedere Wälle von Ton, und die Agaven, Opuntien, Brombeeren und andere derartige Pflanzen wuchern hier so üppig, daß niemand durch diese Einfriedigung hindurchdringen kann. Hinter diesen Mauern lockt im Glanze der Sonne die Luft einen köstlichen Wein. Neben und Johanniskrautbäume sind es, die hier in der Umgebung von Barcelona besonders kultiviert werden. In zweiter Linie sind es die Oliven, auch Orangen, ferner Walnuß-

Bäume, die jetzt kahl sind, und Mandeln, die schon im Januar blühen, bemerkt man öfters.

In der Nähe der Stadt liegen an diesen unteren Berghängen elegante Villen mit herrlichen Gärten voller Palmen, Eufalypten, Cedern, Yuccas, mit Früchten beladenen Orangen- und Zitronenbäumen. Aber selbst nahe bei der Stadt wie in ihrer weiteren Umgebung sind die oberen Teile der Berge unkultiviert. Hier und da nur steht ein Wäldchen von Pinien, die mit ihren hohen schlanken Stämmen und ihren flachen breiten Schirmkronen so traumberberlos in die südliche Landschaft blicken. In Schluchten, an Stellen, wo die Ziegen nicht hinkommen, hat sich stellenweise ein niederer Buschwald geteilt, schöne immergrüne Eichen, wildwachsende Johannisbrotbäume und mancher Strauch mit glänzenden gleichsam lackierten Lederblättern. Aber im übrigen tragen die Berge nur öde dürre Büschensträucher und gelbblühenden dornigen Ginster. Und diese Sträucher stehen mit einigen weniger hervortretenden anderen in größeren Zwischenräumen von einander. Selbst die niederen Kräuter bilden keineswegs eine geschlossene Decke. Ueberall treten Felsblöcke, Steine, der braune Gebirgsboden, hervor. Wenn man hier weilt, glaubt man sich in öde Heideslächen Norddeutschlands versetzt oder in die subalpine Region mit ihren fukhöhen Krummholzkiefern. Aber man braucht nur den Blick zu erheben, um entzückt zu sein von den wechselvollen Bildern der Bergbildung, um herabzuschauen auf die dunkelgrünen Johannisbrotgärten, die maifrische Saat in der Ebene und den tiefblauen träumenden Spiegel des Mittelmeeres. —

Kleines feuilleton.

III. Die Hütte. In einer der langgestreckten Straßen, die in schnurgerader Linie von der Stadtgrenze nach dem Innern führen, steht das kleine Haus. „Die Hütte“, sagen die Umwohner und lächeln mitteilend dabei, wie wenn ein anmaßlicher Anriß sich in die Gesellschaft von Riesen drängt. Aber die „Hütte“ hat sich nicht eingedrängt in die lange Reihe der Häuserreihen. Sie war viel früher da, — noch ehe die Bausteine gebrannt waren, die man nun in Massen neben ihr aufgetürmt. Das Neuhere schon verrät es: ein einziges Stockwerk mit einer Vierfensterfront, darüber der Ausbau eines Mansardenzimmers, alles von Efeu bewachsen bis hinauf zum steil abfallenden Dach mit seinen bemosten Ziegeln und hölzernen Dachlaken. Eine schmale, niedrige Tür, enge Fenster mit kleinen Scheiben und ein verwitterter Spruch im Balken über'm Eingang. Ein einfaches Eisengitter trennt das Grundstück von der Straße. Zwischen ihm und dem Hause liegt der kleine Vorgarten: ein Rondel, eingerahmt von vier halbmondförmigen Beeten. Als Zentrum ein künstlich geschichteter Haufe von Feldsteinen, darauf ein gegossener Zwerq mit einem verkrochten Auge.

Alles das wie hineingepreßt zwischen die kahlen, hohen Wände der Nebenhäuser. Sieht man an ihnen hinauf, erwacht's wie Furcht: wenn sie stürzen . . .

Die in der Hütte wohnen, fürchten sich nicht mehr. Als es aufwuchs da nebenan, höher, immer höher, und noch eine Zeit nachher: ja, da blickten sie oft voll Wangen hinauf zu den Nachbargiebeln und nannten es: den Himmel versuchen. Aber der Himmel rührte sich nicht; die Wände auch nicht. Nur der Sonne vertehrten die Mauern den Eintritt zur Hütte. Und sie wurden mürrisch im kleinen Hause und verbittert; bloß der Sohn nicht, denn er kannte es nicht anders. Er wurde im Schalten groß; die Eltern alt, grau und verdrohnet. Schlossen sich ab von der Welt und taten keinen Schritt auf die Straße, den sie nicht tun mußten.

„Als er flüchte geworden, quartierte der Junge sich aus. — 's ist zum Sterben bei Euch,“ hatte er gesagt — und kam nur hin und wieder, auf ein Stündchen mitzuschweigen in der Gesellschaft der Eltern. Ward ihm das zu dumm, fing er an, den Alten vom Verlauf des Häuschens zu sprechen. Dann öffneten Beide zu gleicher Zeit den Mund, und der Streit war fertig.

Verlaufen! Die Türen hatte man ihnen eingerannt! Fabelhafte Summen geboten für den Platz. Der Alte hörte alle ruhig an, ließ sie bis zu Ende sprechen, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein. Ich verkaufe nicht.“

Sie redeten sich in Schweiß, boten höher und höher, legten Banknoten auf den Tisch —

„Nein!“ Ganz kalt und ruhig.

Bis der Kauflustige aufsprang, seine Banknoten in die Tasche stopfte und davon stürzte, einen Segenswunsch zurücklassend, aus dem allemal das Wort „verrückt!“ herausklang.

Die Umwohner nannten's nicht anders. Manch einer, der keinen Silberling sein eigen nannte, träumte davon, was er herauszuschlagen würde. Und die eine Herde Goldfische im Stall hatten, donnerten über die Sünde, „so ein schönes Geschäft auf der Straße liegen zu lassen“. Schönheitskundige waren auch dabei. Die hießen es „einen Standal für den ganzen Bezirk“, daß die „elende Parade“ nicht weichen wollte. Ein Maurermeister, der vergeblich um den Platz geworden, ging sogar unter die Schriftsteller und nannte es im Bezirksanzeiger „den Schandfleck der ganzen Stadt“.

Nun blies der Sohn, wenn auch bescheidener, in ein ähnliches Horn: „Schlagt den alten Kasten los und kauft Euch eine nette Villa im Vorort.“

Wie auf Kommando schüttelten die beiden Alten dann die Köpfe: „Wir gehen da nicht raus.“

Und der Vater setzte hinzu: „Neb' nicht so dumm!“

„Ich versteh's nicht!“

„Glaub's. Du hast das Haus ja nicht erarbeitet.“

„Nein.“ Die Mutter bestätigte es. „Du hast es nicht erarbeitet.“

Und sie nickte bedeutend dazu.

Der Vater besah sich die Hände: „Die hier.“

„Und die hier.“ Mutter wies die ihren.

„Ja, aber —“ Der Sohn sah verständnislos vor sich hin.

„Hör zu!“ Der Vater gab sich einen Ruck. „Es war eine Zeit, da war nur Feld und Sand hier herum. Ein paar Büsche und magere Bäume. Nur ein Haus stand: dies. Ein Gärtner wohnte da. Hatte einen blühenden Garten gezaubert aus dem Sand. Das war wie eine grüne Tafel in der Wüste. Als wir Brautleute waren, Deine Mutter und ich, spazierten wir oft des Sonntags hier heraus. Standen am Zaun und sahen in das blühende Paradies. Gingen ringsherum, betrachteten das Häuschen von allen Seiten und meinten, da müsse es sich herrlich wohnen. Spannen's aus in Gedanken und kamen immer häufiger. Wollen's uns laufen, jagte ich dann einmal im Scherz. Wir lachten dazu. Aber wurden den Gedanken nicht los und kamen immer wieder darauf zurück. Im Ernst schließlich. Rechneten und rechneten. Und eines Tages schwuren wir uns zu, nicht eher zu rasten, bis es unser sei. Gesaulenzig haben wir nie. Dann ging ein Schutzen an, ein Sparen und Darben — wie Du es nie kennen wirst. Alles um den „Kasten“ da. Wieviel Jahre, ich weiß es nicht. Es kam kein anderer Gedanke daneben auf. Kurz und gut: wir rasten und hungerten beide ein paar Tausend zusammen. Der Gärtner schlug los. Wir kriegten das Haus — mit Schulden voll bis zum Dach. Wir freuten uns, aber es ging im alten Trabe weiter, die Lasten abzuwälzen von unserem Eigentum. Geschuftet und gedarrt — wie vorher.“

„Schlummer als vorher,“ sagte die Mutter.

„Ruhig. Als wir das Vergste hinter uns hatten, ging plötzlich das Bauen an diesem Ende los und sie kamen uns näher Jahr um Jahr, rückten uns schließlich dicht auf den Leib. Geht her, wir brauchen den Platz! schrien sie. Nein! Einen Augenblick waren wir schwach und haben's uns überlegt. Dann sahen wir uns an: Haben wir darum gehungert? Nein! Und 's stand fest bei uns: wir geben's nicht aus den Händen, — es hängt unser Leben dran!“

„Es hängt unser Leben dran!“

Die beiden Alten atmeten tief.

Und die Mutter sagte: „Er begreift es nicht.“

„Nein!“ Der Sohn sah vor sich nieder. „Es ist 'ne fixe Idee. Wo Ihr jetzt das Vierfache herauszuschlagen könnt, wenn nicht mehr.“

Der Alte legte ihm schwer die Hand auf die Schulter: „Die fixe Idee schenke ich Dir. Aber daß Du's weißt: Du wirst's abwarten müssen, bis sie uns hier hinausgetragen haben. Merk Dir's — und schweig in Zukunft!“

„Ich geh' schon. Mit Euch ist nicht vernünftig zu reden!“ Er schlug die Tür hinter sich zu.

Die beiden Alten sprachen nicht. Sie saßen am Fenster und blickten hinaus — ihr nach, auf die Straße, wo das Leben der Großstadt vorüberflutete.

Und es war ihnen, als säßen sie auf einer einsamen Insel in der Wüste, — abseits vom Leben. —

a. Der Zunftlehrling. „Aller Anfang ist schwer“. Die Wahrheit dieses Spruches empfand wohl niemand stärker als der mittelalterliche Zunftlehrling. Schon die umständlichen Zeremonien und Weiklausigkeiten, ehe der Lehrling überhaupt nur das sogenannte „Glück“ hatte, in das „ehrfame“ Handwerk aufgenommen zu werden! Was hatten da die Meister nicht alles zu nörgeln und zu mäkeln! Zunächst wurde geprüft, ob der Aufzunehmende von deutschen Eltern in rechtmäßiger Ehe geboren worden. Fand sich bei der sogenannten „Ahnenprobe“, daß ein slavisches oder lassubisches Glied sich in der Familie des zukünftigen Handwerkslehrlings befunden, wurde er vom Handwerk zurückgewiesen. Ebenfalls ausgeschlossen von der Aufnahme waren die Söhne sogenannter „unehrlicher“ Handwerker. Als „unehrlich“ galten z. B. bei den Schustern und Schneidern die Väter, Totengräber, Trompeter, Hirten, Schäfer, Zöllner, Stadtflechte, Turmwächter, Gerichtsschreiber, Nachtwächter, Müller, vor allen natürlich der Schinder und der Henker.

Hatte der Lehrling die Ahnenprobe bestanden, mußte er erst noch eine Probezeit von 14 Tagen bis 4 Wochen durchmachen, ehe er unter großen Feierlichkeiten vor offener Lade in das Handwerk aufgenommen wurde. Die jungen Leute traten ziemlich früh ein. Vom zehnten Jahre an wurden Lehrlinge angenommen. Von großem Schulbesuch der Handwerkslehrlinge konnte da wohl keine Rede sein. Immerhin wissen wir, daß wenigstens notdürftig schreiben und lesen vom Lehrling verlangt und wohl auch meistens geübt wurde. Johann von Leyden lernte vor seinem Eintritt in das Handwerk lesen, schreiben und etwas Latein. Hans Sachs besuchte von seinem 7. bis zum 15. Jahre die Lateinschule. Die Lehrgelt, die der Lehrling vollständig im Hause und unter strenger Zucht seines neuen Meisters verbringen mußte, dauerte gewöhnlich 4—8 Jahre, doch kommen auch längere Fristen, bis zu 8 Jahren Lehrzeit, vor. Lehrling in einem Handwerk zu werden, war in damaliger Zeit durchaus kein billiger Spaß, und nur Söhne verhältnismäßig wohlhabender Eltern konnten ihre Söhne ein Handwerk lernen lassen. In Baden zahlte im 16. bis 17. Jahrhundert ein Schusterlehrling seinem Meisten 30 Gulden Lehrgeld, außerdem mußte er der Frau Meistern ein Präsent von 3 Gulden Wert machen. Reichliche Wäsche und Kleides-

sowie ein vollständiges Bett, welches nach vollendeter Lehrzeit dem Meister verblieb, mußten ebenfalls mitgebracht werden. Dazu kamen die Kosten an die Handwerkslade. Die Zeiger Schneider nahmen als Beitrag für ihr Stifftsilber 1 rhein. Gulden, außerdem dem Gewerbe in die Kasse für Eisen, Bier und Wachs 7 Gulden 13 Groschen. Es war klar, daß nur die wenigsten Eltern in jener Zeit, wo bares Geld so knapp war, über solche Summen ohne weiteres verfügten. Um überhaupt Nachwuchs im Handwerk bekommen zu können, mußten die Meister also mit sich handeln lassen. So wurde denn oft das Abkommen getroffen, daß derjenige, der kein Lehrgeld oder nur einen Teil des geforderten Lehrgeldes zahlen konnte, ein oder zwei Jahre länger, als sonst im Handwerk üblich war, lernen mußte. Der Meister mußte in solchem Falle dann auch alle Kosten des Lossprechens, des Lehrbriefes usw. tragen. In Bayern bestimmte 1616 eine Landesordnung, daß ein Lehrling, der kein Lehrgeld zahlen konnte, auch nur so lange lernen solle, wie die anderen Lehrlinge im Handwerk auch. Dagegen sollte der Ausgelernte dann so lange bei seinem Lehrmeister als Jungknecht stehen bleiben, bis er das übliche Lehrgeld abverdient habe. Auch daß das Lehrgeld erst nach vollendeter Lehre bezahlt wird, kommt vor. So bestimmen die Frankenhäuser Wäcker 1695, daß das Lehrgeld nachträglich zu bezahlen und der Lehrling vorher nicht loszusprechen sei.

Das Los eines solchen Handwerkslehrlings war durchaus kein keneidenswertes. Er war Hausknecht und Kindermädchen für die Meisterin, Prügelknabe für Meister und Gesellen. Viel lernte er nicht. Es war damals ganz allgemeiner Grundsatz in Meisterskreisen, wer etwas im Handwerke lernen wolle, müsse dies während der Wanderzeit tun. Auch die Kost und sonstige Behandlung war erbärmlich genug. Wohl versuchte das Gesetz schon frühzeitig, den unglücklichen Lehrling zu schützen. Aber welcher Spielraum zu Mißhandlungen wird darin nicht den Meistern überlassen! So wird in Augsburg 1276 und ebenso im bayerischen Rechtsbuche des Ruprecht von Freising bestimmt: „Schlägt ein Meister ein Lehrling mit Ruten, so soll er ihm nur 12 Schläge geben ohne böse Absicht. Oder stößt oder schlägt er es, daß ihm die Nase blutig wird, so büßt er dafür nichts. Schlägt er es aber zu Tode, so soll man über ihn richten wie über einen Totschläger“. Etwas besser nehmen sich schon die späteren Schutzvorschriften der Lehrlinge an. So heißt es in der Württemberger Schneiderlehrlings-Ordnung von 1685: „Der Meister solle den Jungen zubörderst ernstlich zur Verrichtung des Gebetes wie auch zum fleißigen Kirchengehen anhalten und nächst diesem zur Erlernung des Handwerks und nicht zum täglichen Hausposseßeln und Geschäff, als Holz-, Wasser- und Kindertragen gebrauchen, ihn mit notdürftiger Speise und Trank und ordentlicher „Liegenschaft“ d. h. Schlafraum versehen, nicht aber ihn mit graujamen Schlägen und Stößen, wie es öfters ganz unchristlicher Weise zu geschehen pflege, traktieren“. —

ss. Die beste Schulbank. Das Vorhandensein geeigneter Schulbänke in unjeren Lehranstalten ist von begreiflicher Wichtigkeit, weil die Körperhaltung und in den Jahren des stärksten Wachstums somit auch die gesamte körperliche Entwicklung unserer Jugend durch die Schulbank, auf der sie viele Stunden am Tage zubringen muß, ganz wesentlich in gutem oder schlechtem Sinne beeinträchtigt wird. Der Architekt von Domitrovich hat im „Gesundheits-Ingenieur“ eine Reihe von Regeln für das System der Schulbänke aufgestellt, die sehr eingehenden und verständigen Untersuchungen entsprungen zu sein scheinen. Zunächst wird gefordert, daß nicht anzunehmen ist, daß mehr als zwei Kinder von genügend gleicher körperlicher Beschaffenheit in einer Klasse vorhanden sind. Außerdem wird durch die vermehrte Absonderung der Schüler von einander der Unterricht erleichtert, auch kann jeder Schüler bequemer zu seinem Sitz bzw. hinaus gelangen. Wenn die einzelnen Schulbänke, wie es bei dem System verlangt wird, verschiedene Maße haben, so sollen alle beweglichen Teile fortfallen, durch die nur die Kosten erhöht und andere Anzuträglichkeiten ermöglicht werden. Die Bänke sollen ein geschligtes oder gerilltes Fußbrett haben, das den ganzen Fuß aufnehmen kann und den Schmutz und Staub des Schuhwerks aufnehmen bestimmt ist, damit er durch das Scharen nicht aufgewirbelt wird und in die Luft gelangt; auch wird dann die Masse des Schuhwerks vom Fußbrett aufgenommen, und der Fuß kommt nicht mit dem Fußboden selbst in Verührung. Ferner ist es ein Nutzen, wenn durch die Schaffung solcher Fußbretter der Sitz erhöht werden kann, weil sich dann der Lehrer bei der Beaufsichtigung der Arbeiten nicht zu tief herabzubücken braucht. Dieser Umstand ist sehr wichtig, weil auch auf die Bequemlichkeit und Gesundheit des Lehrers Rücksicht genommen werden muß, damit er nicht für sich selbst allein dafür zu sorgen braucht und sich demzufolge den Unterricht zum Schaden der Schüler erleichtert. Endlich wird durch die Fußbretter auch der Fußboden geschont. Die Schulbänke müssen eine solche Abmessung haben, daß die Schüler bei jeder Tätigkeit, also auch beim Schreiben, die Lehne benutzen können; den Einwand, daß dadurch die Lehne zu steil und eine Zwangslage geschaffen wird, bezeichnet Domitrovich als unzutreffend. Steht der Schüler auf, so soll er dabei aus der Bank heraustreten. Dadurch kann einmal seine Körperhaltung besser beaufsichtigt werden, und außerdem wird der dahinterstehende durch den Stehenden nicht verdeckt. Die Bank muß so eingerichtet sein, daß das Aufstehen so leicht wie möglich geschehen kann. Der Fußboden muß möglichst frei bleiben, damit er ohne Verrückung der Bänke gründlich gereinigt werden kann. Eine Auswechslung der Bank-

größen muß ohne viel Umstände vorgenommen werden können, damit auch kurzfristige oder schwerhörige Kinder dem Lehrer näher gerückt werden können, ohne daß ihnen deshalb eine unbequeme Bank angewiesen zu werden braucht. Für die Bänke soll das sogenannte deutsche System angenommen werden, bei dem Vult und Sitz fest miteinander verbunden sind, nicht aber das amerikanische, wo das Vult mit dem Sitz des davorstehenden Gestühls gleichfalls fest verbunden ist. Jeder Sitz soll seine besondere Lehne haben, damit die Arme auch nach hinten frei bewegt werden können, indem die Lehne nur die Breite des Rückens haben soll. Das Sitzbrett muß von der Vorderkante etwas nach hinten geneigt sein. Die Lehne soll sich ohne Unterbrechung mit einem nach vorn in der Höhe des Kreuzwinkels vorspringenden Bausch von unten nach oben dehnen. Die Vultplatte muß nach innen sanft geneigt sein. Endlich wird auf den freilich besonders schwierigen Punkt aufmerksam gemacht, daß die Herstellung des Systems und seine Einführung nicht durch finanzielle oder andere Hindernisse erschwert sein darf. —

Medizinisches.

hr. Schädliche Kindernährmittel. Jahraus, jahrein ist eine geschäftige Industrie bemüht, Nahrungsmittel herzustellen, welche in der Säuglingsernährung einen Ersatz für die Mutterbrust bieten sollen. Gewiß ist unter diesen Mehlen, Milchsubstanzen usw. manches Gute und Brauchbare, aber alle diese Mittel dürfen jedoch nur mit größter Vorsicht angewandt werden, da, was dem einen Kinde frommt, noch lange nicht allen Kindern bestmöglich zu sein braucht. Der beste Ersatz für die natürliche Ernährung ist immer die Kuhmilch, namentlich in sterilisierter oder noch besser in pasteurisierter Form. Zu warnen ist jedoch vor dem Gebrauch der kondensierten Milch. So bestmöglich dieselbe den Erwachsenen ist, so wenig zuträglich ist sie meist den Säuglingen. Die Milch verdirbt rasch und leicht, sie ist zu reich an Zucker und zu arm an Fett, die richtigen Verdünnungen lassen sich daher nur schwer mit dieser Milch herstellen. Die längere Zeit fortgesetzte Ernährung mit derselben erzeugt daher leicht Darmtarrh und Englische Krankheit, weil ein erheblicher Teil des Zuckers durch saure Gärung in Milchsäure übergeht. Von manchen Kinderärzten wird die sehr geringe Widerstandsfähigkeit der mit kondensierter Milch ernährten Kinder gegen Erkrankungen hervorgehoben. Daher ist auch auf der letzten Naturforscherversammlung in Breslau seitens der deutschen Kinderärzte nachdrücklich vor dem Gebrauch der Milchconserven für die Säuglingsernährung gewarnt worden. —

Humoristisches.

— Boshaft. „Haben Sie meine Frau mit einem Moment-
apparat aufgenommen?“
 „Nein! . . . Wie kommen Sie darauf?“
 „Weil sie auf dem Bild den Mund zu hat!“ —
 — Eingegangen. Hausherr: „Der junge Arzt im
dritten Stock ist doch ein verfluchter Kerl! . . . Heut' will ich ihn
wegen des fälligen Zinses mahnen. Er läßt mich gar nicht zu Wort
kommen, zählt meinen Puls, läßt mich die Zunge rausstrecken; dann
verschreibt er mir ein Rezept und trägt mir strengstens auf, vierzehn
Tage das Zimmer zu hüten!“ —
 — Im Eifer. Heiratsvermittler: „. . . Reich ist sie
für zwei, schön ist sie für zwei, häuslich ist sie für zwei . . .!“
 Kandidat: „Wie alt?“
 Heiratsvermittler: „Auch für zwei!“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— „Glückliche Menschen“, ein nachgelassener Roman von
Wilhelm v. Polenz ist soeben bei F. Fontane u. Co., Berlin,
erschienen. Preis 3 M. —
 — Von Hermann Hesses Roman „Peter Camenzind“
wurden in sechs Monaten 16 000 Exemplare verkauft. —
 — Scheffel über Schiller-Feiern. Am 22. November
1859 schrieb der Dichter an seine Cousine: „. . . Von Schiller-
Feiern weiß ich nichts, da ich den Zwecklosen, Dilettantenmusikern und
Vorträgen gelehrter Philister über das Unbestimmbare einer Dichter-
psyche nicht Freund bin und zu gut weiß, daß trotz alles ästhetischen
Enthusiasmus die Nation heute noch wie ehemals ihre Künstler im
Dreck stecken läßt, wenn sie nicht zufällig aus eigener Kraft sich durch-
geschunden haben zur Geltung — oder tot sind. . .“ —
 — Siegfried Jacobsohn ist nach dem „Zeitungsverlag“
von dem Wiener Theaterdirektor Jarno als Dramaturg ver-
pflichtet worden. —
 — „Bannermann“ von Otto Ernst geht am 1. März
im Berliner Theater zum erstenmal in Szene. —
 — Paul Heyse hat ein neues (modernes) Stück geschrieben,
„Der Kanadier“. Es gelangt am 15. März im Frankfurter
Schauspielhause zur Aufführung. —
 — Beyerleins „Papfenstreich“ hat im Vaudeville
(Paris) sehr gefallen. —
 — Der italienische Bildhauer Pietro Canonica wird dem-
nächst in Berlin eine Gesamtausstellung seiner Werke
veranstalten. —